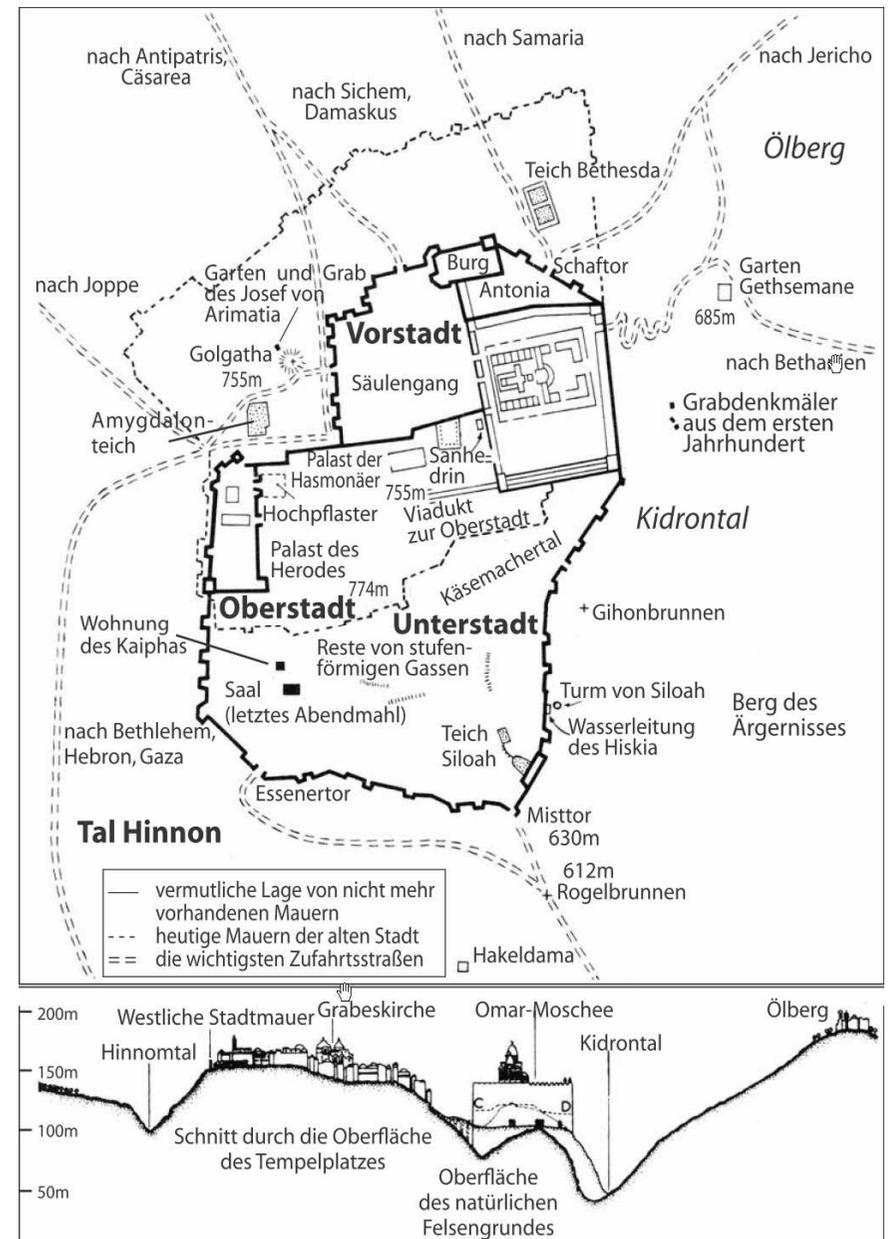


Karte von Jerusalem



Oben: Grundriss von Jerusalem zur Zeit der Evangelisten.

Unten: Schnitt durch die heutige Stadt, von Süden her gesehen, mit einigen biblischen Stätten.

DIE MENSCHENFISCHER

(Lukas 5/1-11)

Jesus stand nahe bei Kapernaum am Ufer des Sees, und um ihn drängten sich die Menschen. Aus allen Dörfern ringsum strömten sie herbei. Nach jenem Sabbat in Kapernaum kannte der Herr das gar nicht mehr anders. In aller Frühe schon suchten sie ihn und folgten ihm überall hin, auf Schritt und Tritt.

Sie schoben sich immer näher heran, kein Wort seiner Predigt sollte ihnen entgehen. Sie drängten ihn beinahe ins Wasser.

Dort lagen zwei Schiffe am Strand, die soeben von einer Fahrt auf dem See zurückgekehrt waren. Die Fischer waren schon ausgestiegen und spülten ihre Netze. Das eine Schiff gehörte Simon Petrus, das andere Zebedäus, dem Vater von Jakobus und Johannes. Da trat Jesus in Simons Schiff und bat ihn, es ein wenig auf den See hinaus zu rudern und dort zu verankern. Und er setzte sich in das Boot und sprach weiter.

Jetzt konnten sich die Menschen bequem am Ufer niederlassen. Alle sahen ihn. Und ruhig klang seine Stimme über das Wasser herüber. Er sprach von ewigen Dingen, nach denen sie sich alle sehnten. Ringsum war es ganz still. Was Jesus sagte, schlug die Menschen in ihren Bann.

Als er endlich aufhörte, war es Mittag geworden. Die Sonne stand hoch am Himmel.

Fahrt jetzt weiter hinaus auf den See, sagte Jesus nun zu Simon, *und werft eure Netze aus!*

Befremdet sah Simon ihn an. Jetzt, am helllichten Tag? Da konnte man doch nicht fischen!

Meister, wandte er ein, *wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen ...* Doch dann besann er sich und senkte gehorsam den Kopf ... *aber weil du es sagst, will ich das Netz auswerfen.* Und nun setzte er mit Andreas das spitze Segel und griff zum Ruder. Sie nahmen Kurs auf die Mitte des Sees, wo das Wasser so tief war, dass es schwarz wie Tinte schien. Dann warfen sie die Netze aus, Simon nicht ohne geheimen

Zweifel im Herzen ... Konnte man in der heißesten Stunde des Tages überhaupt etwas fangen?

Da sah er auf einmal, dass alle Schwimmer der Netze untergetaucht und dass die Schlepptaue straff gespannt waren. Und als er schnell eins der Taue anzog, um mit seinem Bruder zusammen ein Netz an Bord zu holen, gab es ein Gewimmel und Gedränge im Wasser, als ob es kochte. Sie sahen nichts als silbrig blinkende Schuppen und schillernde, sich windende Fische. Und so voll waren die Netze, dass die beiden sie nicht heraufziehen konnten. Sie rissen schon beim ersten Versuch ein. Die alten Fischerherzen klopfen voll Spannung und Freude. Aufgeregt riefen und winkten sie den Fischern im anderen Schiff zu, herüberzukommen und ihnen zu helfen. Und als sie mit anpackten, füllten sie beide Schiffe bis an den Rand.

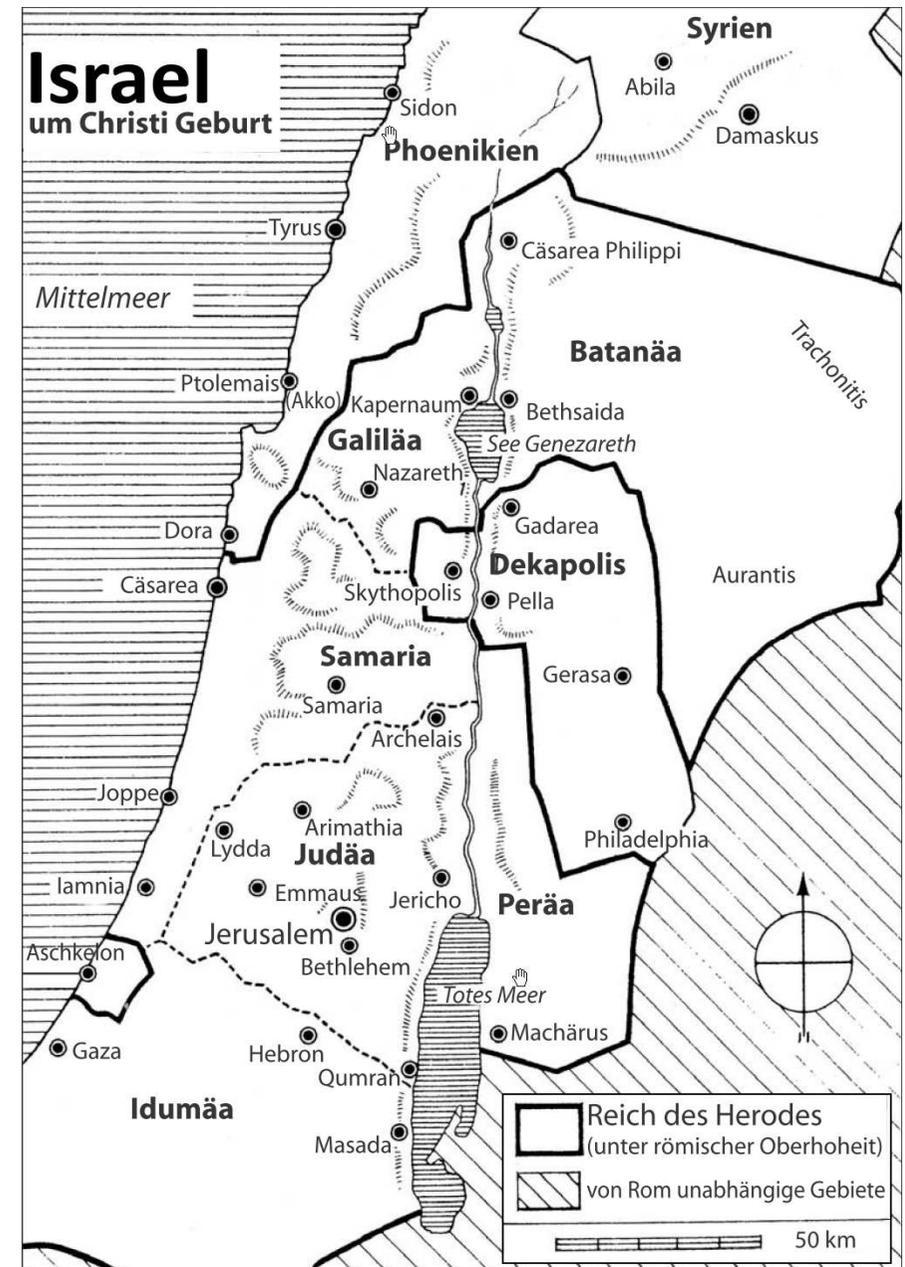
Fassungslos starteten die Fischer auf den Prachtfang, den sie in so kurzer Zeit erzielt hatten. Simon Petrus wagte kaum, Jesus anzusehen, so schämte er sich. Konnte der Meister denn auch die Fische in der Tiefe des Sees sehen? Dann sahen seine heiligen Augen auch den Zweifel und die Sünden in den dunklen Tiefen von Simons Herz!

Da fand Simon Petrus, dass er nicht mehr wert war, in Jesu Nähe zu bleiben. Er fiel ihm zu Füßen und rief: *Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.* Doch Jesus legte ihm freundlich die Hand auf den Kopf und erwiderte: *Fürchte dich nicht, denn jetzt wirst du Menschen fangen.*

Und zu den andern sagte er auch: »Folgt mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!« Menschenfischer –? Sollten sie in die Welt hinausziehen, auf das weite Meer der Völker, um die Menschen mit dem Wort Gottes zu fangen und sie in sein Reich zu führen?

Sollten sie als Abgesandte Jesu von den großen Dingen erzählen, die der Heiland getan hatte? Simon und die anderen, Jakobus und Johannes, wollten nichts lieber als das! Und als sie ihre Schiffe wieder ans Ufer gebracht hatten, verließen sie alles, ihr Haus und ihre Verwandten und auch die große Beute, die sie gerade gefangen hatten, und folgten ihm

Karte von Israel



Nicht einmal seine Angehörigen durften zu ihm kommen. Sie brachten ihm Brot und legten es in einiger Entfernung von ihm auf den Boden, als wäre er ein gefährliches Tier. Man fürchtete und verabscheute ihn.

In der Einsamkeit verbrachte er seine traurigen Tage. Für ihn gab es keine Heilung. Die Krankheit ergriff Glied um Glied. Das weitere Leben bedeutete für ihn nichts als eine endlose Qual. Und am Ende würde dann der Tod kommen. Aber war der Tod nicht besser als ein solches Leben?

Und doch, auch dieser Aussätzige liebte das Leben so sehr!

Eines Tages erreichte das Gerücht von den Wundertaten des Heilands auch sein einsames Versteck. Seine Familie erzählte ihm, was für große Dinge Jesus getan hatte.

Da flammte noch einmal die Hoffnung im Herzen dieses armen Kranken auf.

Er hatte zwar noch nie von der Heilung eines Aussätzigen gehört, und sein Verstand sagte ihm, dass das unmöglich war.

Aber gegen sein besseres Wissen glaubte er es dennoch. Er glaubte, dass dieser Jesus ihn heilen konnte. Und es ließ ihm keine Ruhe mehr. Er musste hin zu Jesus!

Auf seinen wunden Füßen, in seinen schmutzigen Lumpen humpelte er mühsam los. Die untere Hälfte des Gesichts hatte er mit einem Tuch bedeckt. So verlangte es die Vorschrift, wenn er in die Nähe von Menschen kam. Und er rief:

»Unrein! Unrein!« mit einer heiseren Stimme, die vor Spannung und freudiger Erwartung zitterte. Bald würde er diesen schauerlichen Ruf nicht mehr nötig haben, wenn Jesus ihm nur helfen wollte! Wenn er sich nur nicht voll Abscheu von ihm abwandte, wie es die Menschen taten.

Er war es gar nicht wert, dass Jesus sich um ihn bemühte, das wusste der Kranke wohl. Und doch wollte er zu ihm gehen. Nur bei ihm gab es noch Rettung und Erlösung!

Und so stolperte er gehetzt und aufgeregter weiter. Er spähte mit seinen von der Krankheit angegriffenen, halb erblindeten Augen

umher, ob er Jesus nicht irgendwo entdeckte. Und als der Heiland vom Berg herabkam und in die Stadt ging, da hielt diesen Aussätzigen nichts mehr auf. Er wagte es, durch das Tor zu gehen und in seinem unbändigen Verlangen nach Heilung das Gesetz zu übertreten. Er fürchtete nur, man könnte ihn hinausjagen, bevor er Jesus fand. So schnell er konnte, humpelte er durch die Gassen, aufgeregt, voll Angst, und rief immer wieder: »Unrein! Unrein!«

Erschreckt und aufgebracht wick das Volk ihm aus. Die Leute schimpften und verlangten empört, dass er sich wegscheren sollte. Was wollte er überhaupt hier, dieser schreckliche Mann, dieser Gesetzesübertreter?

Endlich fand er den Heiland, bevor das Volk ihn aus der Stadt treiben konnte. Er fiel vor ihm nieder und berührte mit seinem wunden Kopf Jesu Füße.

Herr, stammelte er, wenn du willst, kannst du mich rein machen!

Und Jesus wich nicht zurück und zürnte dem Kranken nicht! Eben hatte er seinen Jüngern Barmherzigkeit gepredigt, und sein Herz war voll Barmherzigkeit, als er diesen Unglücklichen vor sich sah. Er beugte sich über den Aussätzigen. Er streckte die Hand aus. Die Menschen schrien beinahe auf vor Entsetzen, als sie es sahen: Jesus berührte diesen Mann! Er legte die Hand auf den unsauberen, von Geschwüren bedeckten Kopf und sprach: *Ich will es. Sei rein!*

Und im gleichen Augenblick war der Mann gesund. Neue Lebenskraft durchströmte seinen Körper. Die Schmerzen waren wie weggeblasen. Er war gesund und lag dankerfüllt zu den Füßen des Heilands.

Jesus gebot ihm, niemandem zu erzählen, wie er geheilt wurde. Er wollte nicht, dass die Menschen ihn für einen Wundertäter hielten. Sie folgten ihm schon viel zu sehr wegen seiner Wunder.

Und dann schickte er ihn zu einem Priester, um ihm zu zeigen, dass er wieder gesund war. Danach sollte er ein Opfer bringen, wie es das Gesetz Moses vorschrieb.

voraus. Aber das Gedränge war überall gleich groß. Ganz Jericho war auf den Beinen.

Jetzt packte ihn die Angst, er könnte Jesus schließlich überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Als er einen wilden Feigenbaum entdeckte, vergaß er seine ganze Vornehmheit und kletterte hinauf. Es fiel ihm nicht allzu schwer, denn die Äste des Baumes waren nicht hoch. Und schon bald saß er keuchend auf einem dicken, festen Ast, hoch über dem Volk, und bog die Blätter zur Seite um hinunterzuschauen. Sie lachten, sie spotteten über ihn. Aber das machte ihm nichts aus. Er konnte Jesus sehen!

Langsam näherte sich eine große Menschenmenge. Und plötzlich entdeckte Zachäus ihn, den er so sehr herbeigesehnt hatte. Er sah Jesus, er sah seine Gestalt, sah sein Gesicht und dann sah er auch seine Augen, sanfte, gütige Augen – Jesus blickte hoch, gerade zu diesem Feigenbaum!

Und nun kam für Zachäus die größte Überraschung seines Lebens. Jesus blieb stehen und sagte ganz einfach, als ob er ihn schon jahrelang kannte: *Zachäus, komm schnell herunter! Ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein!*



Wie streng das klang und wie traurig! Würde Gott sein Volk verlassen und die Heiden als seine Kinder annehmen? Die Menschen, die Jesus nicht liebten und nicht an ihn glaubten, konnten das nicht verstehen. Sie schüttelten missbilligend den Kopf und sahen ihn unwillig an. Dass er so etwas zu sagen wagte! Den Boten aber antwortete Jesus freundlich: Geht und sagt dem Hauptmann: *Was du geglaubt hast, soll geschehen!*

Und als die Männer wieder im Haus ihres Freundes ankamen, war der Knecht gesund.

Der Aussätzige und der heidnische Hauptmann erwarteten beide viel vom Heiland.

Aber nicht zu viel. Niemals kann der Glaube zu viel erwarten.

Und noch niemals wurde er von Jesus enttäuscht.

DER BARMHERZIGE SAMARITER

(Lukas 10/25-37)

Jesus fuhr fort zu predigen, und das Volk drängte immer mehr zu ihm. Er sprach von der Herrlichkeit des Gottesreiches, von dem großen Glück eines jeden, der Gott von ganzem Herzen dienen will. Da trat ein Schriftgelehrter hervor und fiel ihm ins Wort. Er hatte mit wachsender Eifersucht gesehen, wie aufmerksam die Menschen diesem Zimmermannssohn, diesem Jesus, zuhörten. Ich will ihm doch mal ein paar unangenehme Fragen vorlegen, dachte er. Vielleicht bleibt er die Antwort schuldig, dann ist er vor allem Volk bloßgestellt. Gibt er aber eine falsche Antwort, dann werde ich ihn anzeigen, dann ist er ein Irrlehrer.

Und so fragte er: *Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?* Jesus blickte den Fragenden an. Er sah die List in den hochmütigen Augen. Er sah das hinterhältige Lächeln um den verächtlich herabgezogenen Mund und durchschaute die heimtückische Absicht. Da antwortete er sanft und geduldig: *Was steht im Gesetz? Was liest du dort?* Die Antwort des Schriftgelehrten erfolgte so schnell, als habe er die Frage erwartet: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Hingabe, mit*

aller deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand. Und du sollst deine Mitmenschen lieben wie dich selbst. Jesus nickte beifällig.

Du hast richtig geantwortet, sagte er.

Tu das, und du wirst leben.

Da stand der hochmütige Mann nun beschämt und zurechtgewiesen da. Und in seiner Verlegenheit fragte er rasch noch etwas, um nicht so lächerlich zu erscheinen: *Wer ist denn mein Mitmensch?*

Da erzählte Jesus dem gelehrten Mann ein Gleichnis, das ihm zeigen sollte, wer sein Nächster ist:

Es war einmal ein Mann, der ging von Jerusalem nach Jericho. Und während er die einsame und gefährliche Straße zwischen dunklen grauen Felsen entlang ging, überfiel ihn eine Räuberbande, die sich in den Felsspalten versteckt hatte. Sie schlugen ihn nieder, misshandelten ihn und raubten ihm alles. Dann gingen sie fort und ließen ihn halbtot liegen.

Nachdem der Unglückliche eine ganze Weile hilflos dagelegen hatte, kam ein Mensch denselben Weg entlang. Der Überfallene hob mit großer Mühe den schmerzenden Kopf und sah, dass es ein Priester war. Er kam von Jerusalem, wo er im Tempel geopfert und für das Volk gebetet hatte. Ein frommer Mann hatte doch bestimmt Mitleid ... Und da blieb er auch schon stehen. Er sah den Unglücklichen und hörte ihn stöhnen. Aber die Opfer und die Gebete des Priesters waren nicht auf richtig gewesen. Er dachte nur an sich und an seine eigene Sicherheit. Wie gefährlich war dieser Weg! Wie leicht konnten Räuber auch über ihn herfallen! Er durfte sich nicht unnötig aufhalten. Besser, es fiel ihnen nur einer in die Hände als zwei. Das dachte der Priester wohl und ging rasch weiter. Vielleicht betete er dabei für den armen Mann. Aber er dachte nicht daran ihm zu helfen. Dann verlangten allmählich die Schritte in der Ferne.

Wieder wurde es still. Irgendwo in den Bergen krächzte ein Rabe. Der Mann war allein mit seiner Angst, mit seinen schmerzenden Wunden, die in der unbarmherzigen Sonne brannten. Und wieder hörte er Schritte.

BARTIMÄUS

(Lukas 18/35-43)

Der Sohn des Timäus saß am Straßenrand und bettelte. Tag für Tag saß er da in seiner Blindheit und in seinem Elend.

Bartimäus hieß er. Er wohnte in Jericho, der Stadt der Palmen und Rosen, dem kleinen Paradies Palästinas. Er roch den Duft der Blumen, wenn man ihn schon in aller Frühe von seinem Haus zu seinem Bettelplatz brachte, und bis zum späten Abend hörte er das ferne Rauschen der Palmen.

Er merkte am Stapfen der Füße, ob sich ihm ein Mann näherte oder eine Frau, und an dem Geruch der Vorübergehenden, ob es ein vornehmer Mann war, der seinen Kopf mit kostbarem Öl salbte, oder ein Bauer, der von seinem Acker kam. So scharf waren seine Sinne in all den Jahren geworden, in denen er in der Finsternis leben musste. Doch was half ihm das alles? Er blieb trotzdem ein Bettler.

Nur wenn er das Augenlicht wieder erhielt, würde er nicht mehr ein Ausgestoßener sein, ein Verfluchter, wie jedermann damals dachte; einer, den Gott für seine vielen Sünden mit Blindheit geschlagen hatte. Nur dann konnte er wieder frei und glücklich werden. Ach, wenn Gott ihm doch sein Augenlicht wiedergeben würde! Das war möglich! Es war in den letzten Jahren mehrmals vorgekommen, dass Blinde wieder sehen konnten. Sogar ein Blindgeborener war vor kurzem in Jerusalem geheilt worden. Ja, seit Jesus im Land umherzog, geschahen große Wunder!

Jesus war der Messias, das wusste Bartimäus. Der Sohn Davids war er, der sein Reich wieder aufrichten würde. Sicher war er auch schon in Jericho gewesen, denn er stammte aus Galiläa, aus der kleinen Stadt Nazareth. Darum nannte man ihn auch Jesus, den Nazarener. Und wenn er von Galiläa nach Jerusalem wollte, dann musste er durch Jericho kommen.

Doch bis heute war er vorübergegangen, ohne dass Bartimäus ihn bemerkt hatte.

Wieder saß der Blinde hilflos am Straßenrand und lauschte auf die Schritte der

Menschen. Viele kamen in diesen Tagen vorüber, die zum Passahfest nach Jerusalem wollten.

Und jetzt näherte sich offenbar eine besonders große Gruppe. Bartimäus spürte das Dröhnen des Bodens. Warum aber drängten sich die Menschen so zusammen? Sie nahmen die ganze Straße ein und stolperten fast über ihn. »Was ist passiert?«, rief Bartimäus aufgeregt. »Sagt es bitte!« Einige Leute erwiderten: »Jesus von Nazareth kommt vorbei!«

Da ging es wie ein Schock durch den Blinden – dies konnte der Tag seiner Heilung werden!

Er zitterte vor Freude und Erwartung und auch vor Furcht, diese Gelegenheit könne ungenutzt vorübergehen. Heiser vor Erregung rief er: *Jesus, Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!*

Die Menschen, die neben ihm standen, wurden böse.

»Halt doch den Mund!«, schimpften sie. »Du mit deinem Geschrei –!« Und andere sagten: »Sei still, du Bettler! Meinst du, Jesus hätte jetzt noch Zeit für dich? Er geht nach Jerusalem, um König zu werden.« Aber Bartimäus ließ sich nicht beirren. Diese Leute sollten selber mal blind sein und um ihr tägliches Brot betteln! Die Chance dieses Augenblicks ließ er sich auf keinen Fall entgehen. Und er rief noch viel lauter: *Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!*

Und trotz dem Lärm der vielen Stimmen und Füße, der von den Hauswänden noch verstärkt zurückgeworfen wurde, hörte Jesus diese eine Stimme, die so flehend nach ihm rief. Er hörte und fühlte die Not des Blinden und empfand die Sehnsucht von Bartimäus in seinem eigenen Herzen. Und er blieb stehen und ließ ihn zu sich bringen. Da drängten sich die Menschen um den Blinden und riefen ihm zu: *Hab nur Mut! Steh auf! Er ruft dich!*

Und Bartimäus, dem seine Beine vor Freude beinahe nicht mehr gehorchten, stand stolpernd auf, warf den hinderlichen Mantel fort und ließ sich von hilfreichen Händen zu Jesus

Als Jesus die Geschichte beendet hatte, sah er den Schriftgelehrten an und fragte: *Was meinst du, wer von den dreien hat an dem, der den Räubern in die Hände fiel, als Mitmensch gehandelt?* Und wie sehr der stolze Jude die Samariter auch hasste, hier musste

er doch zugeben: *Der, der Erbarmen mit ihm hatte.*

Jesus antwortete: *Dann geh und mach es genauso!*



Dieser Schriftgelehrte hatte gut auswendig gelernt, was er tun musste, um in den Himmel zu kommen: Gott über alles lieben und seinen Mitmenschen wie sich selbst.

Doch versucht hatte er es noch nie. Für ihn waren es Worte geblieben.

Wenn er sich doch einmal wirklich Mühe gäbe, seinen Nächsten zu lieben! Dann würde er schon merken, was für ein kleiner und schlechter Mensch er war! Und gerade dann würde er dem Himmel am nächsten sein.

MARIA UND MARTHA

(Lukas 10/38-42)

Zwei Städte lagen am Ölberg. Auf den Hügeln der Westseite leuchtete Jerusalem mit seinen weißen Marmorpalästen und den goldenen Dächern des Tempels. Auf der Ostseite lag in den Bergen versteckt am Weg nach Jericho das kleine Bethanien.

Aber in diesem kleinen Bethanien erfuhr Jesus mehr Liebe als in dem großen Jerusalem. Hier fand er mehr Frieden als in der Friedensstadt. Hier wohnten wirkliche Freunde. Und wenn er in der Hauptstadt gepredigt und die Feindschaft der Juden zu spüren bekommen hatte, dann ging er abends oft zum Osttor

Für die Schweine wurde besser gesorgt als für ihn. So hart ging es zu in der Welt.

Und dieser Dummkopf hatte geglaubt, in dieser Welt sein Glück zu finden!

Da kam er zur Besinnung und sah sich in Lumpen gehüllt dasitzen, mager und elend. Er erschrak. Er dachte: *Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, und alle haben mehr als genug zu essen! Ich dagegen komme hier vor Hunger um!* Und dann sah er sich zu Hause

bei seinem Vater. Damals lebte er wie ein Fürst – heute lebte er wie ein Sklave. Und er wusste, wie dumm er gewesen war.

Er sah wieder, wie strahlend er ausgezogen war, wie bekümmert sein Vater dastand – damals hatte er es nicht sehen wollen. Wie sehnte er sich jetzt nach der Liebe, die er damals so gering achtete! Jetzt begriff er, wie sehr er sich versündigt und wie tief er seinen Vater getroffen hatte.



Als er das bedachte, hielt es ihn nicht länger. Er musste zurück nach Hause. Nicht, um den Vater wieder um Liebe zu bitten. Das Recht darauf hatte er sich ein für allemal verschert. Nein, um Vergebung wollte er bitten und um Brot, und er wollte schwer dafür arbeiten. Ein Sohn des Hauses konnte er nicht mehr sein, vielleicht durfte er aber als Knecht dort leben. Vielleicht gab es bei seinem Vater doch

noch eine Rettung für ihn. Er sagte: *Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden. Mach mich zu einem deiner Tagelöhner!* Und er kehrte zu seinem Vater zurück.

Sein Wort hatte sie aus ihrem sündigen Leben aufgeschreckt. Es ließ die habgierigen Zöllner das Geldscheffeln vergessen, die Sünder sich nach einem reineren, besseren Leben und nach Vergebung ihrer Schuld sehen. Sie umringten ihn Tag für Tag, Zöllner und Sünder, Arme und Verlorene, sie alle öffneten ihm die Häuser und luden ihn zu Tisch. Und niemals war dem Herrn ein Mensch zu gering. Jedem begegnete er

freundlich, Jesus hatte die Sünder lieb. Den Pharisäern und Schriftgelehrten war das ein Gräuel; sie wussten es ja nicht anders. Sie predigten ja an jedem Sabbat, man sollte die Sünder, die von Gott abgefallen waren, verachten und meiden. Nun wurden sie von Gott mit Verachtung gestraft. Geringschätzig zeigten die Rabbis mit den Fingern auf Jesus und höhnten: *Dieser Mensch gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen!*



Da erzählte Jesus ihnen drei Gleichnisse, um ihnen zu zeigen, dass Gott ihn ja gesandt hatte, um die zu retten und zu suchen, die in die Irre gingen. Diese drei Geschichten glichen einander – sie gehörten zusammen. Jede aber zeigte die große Liebe Gottes zu den Sündern.

Es war ein Hirte, der hatte hundert Schafe. Eines Tages merkte er, dass eins der Schafe sich auf dem Weg zur Weide verlaufen hatte. Es war ungehorsam gewesen und dem Wort des Hirten nicht gefolgt. Dumm und eigensinnig wollte es seinen eigenen Weg gehen. So war es also immer weiter von der Herde abgekommen und irrte nun blökend irgendwo in den Bergen umher und war von Gefahren umgeben. Aber es war seine

eigene Schuld. Hatte es nicht verdient, dass es nun von wilden Tieren zerrissen wurde?

Der Hirte aber dachte anders. Er sagte nicht: »Ich habe noch so viele andere Schafe, lass dieses eine ungehorsame Tier ruhig laufen!« Nein, das eine Schaf lag ihm in diesem Augenblick mehr am Herzen als die neunundneunzig, die bei ihm in Sicherheit waren.

Er liebte das Schaf. Es gehörte ja zu seiner Herde, und es ließ ihm keine Ruhe. Er musste es wiederhaben. Er ließ die anderen in der Wildnis allein und ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war. Er suchte und rief, er ging bekümmert die schmalen Bergpfade entlang. Er lief in tiefe Schluchten hinunter, oft unter Lebensgefahr. Er vergaß

seine Müdigkeit. Er dachte nur noch an das Schaf und suchte so lange, bis er es gefunden hatte.

Dann aber hob er es hochofreut auf seine Schultern und trug es den langen Weg zurück zur Herde. Und als er am Abend nach Hause kam, war seine Freude immer noch groß. Er rief seine Nachbarn und Freunde zusammen und sagte: *Freut euch mit mir, ich habe das Schaf wieder gefunden, das mir verloren gegangen war!* Das war das Gleichnis vom verlorenen Schaf.

Und Jesus setzte hinzu: *Ich sage euch: Genau so wird im Himmel mehr Freude sein über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren.*

Eine Frau hatte eine Kette aus zehn blanken Münzen. Sie war ihr Hochzeitsgeschenk. Die Eltern hatten sie ihr mitgegeben, und ständig trug sie diesen Schmuck. Aber eines Tages, als sie im Haus gearbeitet hatte, bemerkte sie, dass eine der zehn Münzen fehlte. Sie erschrak. Dieses Stück musste sie wiederhaben, die schöne Brautkette war wertlos, wenn sie die Münze nicht mehr fand. Rasch zündete sie eine Lampe an, denn bei den kleinen Fensteröffnungen im Orient gelangt nur wenig Licht in die Häuser. Sie suchte überall, wo sie an diesem Tag gewesen war. Sie nahm einen Besen und kehrte den Staub zusammen, im Wohnraum und im

Stall. Sie war ganz traurig, dass die verlorene Münze nicht zu finden war. Aber endlich blinkte etwas unter dem Staub hervor. Da klimperte etwas auf dem Fußboden. Und da hatte die Frau die Münze in ihrer Hand. Es machte ihr nichts aus, dass sie ein wenig schmutzig geworden war. Sie rieb sie an ihrem Kleid blank, bis sie wieder glänzte wie die anderen. Rasch lief sie zu den Nachbarinnen und rief: *Freut euch mit mir, ich habe die Münze wieder gefunden, die ich verloren hatte!*

Das war das Gleichnis von der verlorenen Münze.

Und Jesus setzte hinzu: *Ich sage euch: Genau so freuen sich die Engel Gottes über einen einzigen Sünder, der umkehrt.*

Und dann erzählte Jesus noch das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Das war das schönste von den dreien. Denn noch tiefer als die Liebe eines Hirten zu seiner Herde und die Liebe einer Frau zu ihrer Brautkette ist doch die Liebe eines Vaters zu seinen Kindern.

Ein Vater hatte zwei Söhne und hatte sie beide lieb. Und nichts wünschte er mehr, als die beiden glücklich zu sehen. Der Älteste war es anscheinend auch. Er arbeitete tagaus, tagein auf dem Acker. Er zeigte seinem Vater zwar keine besondere Liebe, machte ihm aber auch keinen besonderen Kummer. Es war ein ruhiger, verständiger Bursche, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Der jüngere Sohn aber war ganz anders. Er war mit dem stillen Leben auf dem väterlichen Hof nicht zufrieden und ging seiner Arbeit nur widerwillig nach. Er war mit seinen Gedanken meist woanders. Sie wanderten dann weit fort, hinaus in die Welt, in fremde Länder, wo es sicher viel schöner und fröhlicher zugeht als hier. Dort wollte auch er sein Glück finden. Er wollte reisen und das Leben genießen. Er beneidete die Vögel, die frei fliegen konnten. Er fühlte sich zu Hause wie im Gefängnis. Das Leben war so eintönig und unerträglich. Selbst die Liebe seines Vaters konnte ihn nicht halten. Der Junge sah sie nicht einmal. Erst später, nach dem Tod seines Vaters würde er unabhängig sein. Dann bekam er den dritten Teil des ganzen Besitzes, sein Bruder aber zwei Drittel, weil er der Ältere war. Dann konnte sein Leben lebenswert und schön werden. Und immer heftiger sehnte er den Tag herbei, der ihm die Freiheit brachte. Warum sollte er eigentlich noch so lange warten? Konnte er nicht schon jetzt sein Drittel verlangen?

Und so wagte er es eines Tages, seinen Vater zu bitten: *Vater, gib mir den Anteil am Erbe, der mir zusteht!*

Der Vater kannte seinen Sohn nur zu gut und hatte diese Bitte schon lange erwartet. Dennoch erschrak er und wurde traurig. Denn in